

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

— Einsames Wandern. —

Durch den Wald, den düstern geh'
Einsam still ich wieder;
Leise rieselnd fällt der Schnee
Auf die Föhren nieder.

Dunkler wird es rinas umher,
Schweigender die Stille;
Und mich selber mehr und mehr,
Deckt des Schnees Fülle.

Weiter geht's, Berg auf, Berg ab,
Schnee fällt dicht indessen;
Und mir ist's, ich lag' im Grab,
Schon verscholl'n, vergessen.

Und die ich so heiß geliebt,
Liebe einen andern —
Welche bittere Schmerzen giebt
Doch solch einsam Wandern.

f. Brunold.

— Glück. —

Roman von
Eva Gräfin von Bandiffin.
(Fortf.) [Nachdr. verb.]

Marie widersprach ihrem
Manne nicht, aber
sie zuckte die Achseln,
als wögte sie sagen: „Es hilft
Dir doch nichts, mein Lieber,
gezeichnet bist Du schon, sieh'
Deine grauen Haare an.“

Das war aber auch fast
sein einziges Altersmerkmal,
die paar grauen Locken an den
Schläfen und der melierte
Bart. Seine Gestalt war noch
fröhlich und aufrecht, sein Gang
jugendlich und frisch, wie er
noch immer vor ihr auf- und
abwanderte. Und sie seufzte
leise: nur sie war vorzeitig
alt geworden durch Krankheit
und ihr stilles, zurückgezogenes
Leben, in das sie seine Tyrannie
und seine Selbstsucht zurück-
schmeckte. Er stand noch mitten
im Leben, füllte seinen Beruf
mit regen, geistigen Kräften
aus und hatte das Bewußtsein
des soliden, unansehbaren
Bürgers, der zugleich eine
Ehrenstellung einnimmt und
sich dadurch in den eigenen
Augen und in denen der Mit-
welt gehoben fühlt. Seine
Schritte sagten: „Ich — bin —
der Bür—ger—meister.“ und
wie er sich nun zu ihr zurück-
wandte, die Hände auf dem
Nücken, den Kopf stolz auf den
breiten Schultern tragend, da
gab sie unwillkürlich ihren Ge-
danken Ausdruck und sagte



Wintersorgen. Nach dem Gemälde von A. Müller-Lingke.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

lächelnd, sein schön geschnittenes
Gesicht, die lebhaften Augen,
die ganze ausgesprochene Würde
seiner Haltung musternd: „Du
bist das Prototyp eines Pa-
triziers — würdig eines Fugger-
oder Welsernamens! Und auch
darin hast Du recht: die Jungen
haben die Alten nötig, beson-
ders die Alten, welche Du re-
präsentierst: Die Klugen,
Würdigen, Erfahrungsreichen,
aber siehst Du, zum Heiraten,
da können sie Euch entbehren
— da ziehen sie grünen Un-
verstand vor!“

Er lachte befriedigt und
geschmeichelt über ihr Lob auf:
„Das ist die Frauenlogik!
Alles von demselben Augen-
winkel aus betrachten und es
so drehen, daß sie von ihrem
Standpunkt aus recht hat —
nicht das einzelne gelten lassen,
sondern allgemeines auf den
einzelnen Fall anwenden! Ich
jage nun umgekehrt: die Aus-
nahme bestätigt freilich nur die
Regel, aber weshalb sollte
dieses Mal —“

„Es bleibt immer ein Ex-
periment.“ unterbrach sie ihn
ernsthaft, „und dazu ist das
Schicksal Deiner Tochter doch
zu kostbar. Wenn es miß-
glückt?“

Er konnte nicht mehr ant-
worten, denn Ulrike rief neckend
zu ihnen hinein: „Seid Ihr
aber unpräzise! Seit einer
halben Stunde warte ich schon
mit dem Thee — wo bleibt
Ihr nur?“

Und zur gleichen Zeit trat
Ernst ins Zimmer, ein schlanker,

großer Mensch, warf die Primanermütze auf den Tisch und sagte mit tiefer Verbeugung: „Guten Abend, Herr und Frau Bürgermeister!“

Sein Vater sah verstimmt zu dem kleinen Kuckuck hinauf, der seinen fröhlichen Ruf in dieses Stimmengewirr erschallen ließ, und bemerkte stürmisch: „Es ist halb neun Uhr — weshalb kommst Du erst jetzt nach Hause?“

„Allerlei Wichtiges lag vor, Vater: morgen ist Turnvorstellung, wir haben noch gelübt, dann die Besprechung des Klassenaufsatzes, die Rollenverteilung für den nächsten Lesabend — und dann noch Abstimmung! Wir haben gestimmt, Ulrike, freue Dich: es wird kein „Herrenabend“, sondern ein Tanzfest.“

„Herrlich! Aber wann, Ernst?“

„Schweig“, fuhr der Bürgermeister mit tönender Stimme dazwischen, jodaß Frau Marie sich erschrocken niederlegte. Auch die Kinder nahmen stumm ihre Plätze ein, und wagten kaum nach Messer und Gabel zu greifen.

„Ulrike ist viel zu alt für Primaner-Vergnügungen, streife endlich die Rolle der Siebzehnjährigen ab, liebes Kind. Und Du, Ernst: wer giebt Dir überhaupt das Recht, für „Herrenabende“ oder Tanzkränzchen zu stimmen?“

„Aber Vater“, wendete Ernst zaghaft ein.

Doch die dunklen Augen des Bürgermeisters blitzten ihn drohend an und statt ihn einzuschüchtern, stieg auch in ihm der Zorn auf und indem er seinen Teller von sich schob und die Serviette wieder zusammenrollte, sagte er: „Schließlich bin ich doch kein Kind mehr — und wenn ich mich erst lächerlich machen soll mit dem ewigen: „ich weiß nicht, ob mein Vater es mir erlaubt“, ja, dann hättest Du mich doch gar nicht erst in die „Germania“ eintreten lassen sollen.“

„Du kannst gern aus dem Klub austreten, wenn Dir meine Bedingungen nicht passen!“

„Gut!“ Ernst biß die Zähne auf einander. Er achtete nicht der beschwichtigenden Gebärden der Mutter noch Ulrikes leiern: „bitte, bitte, schweig doch still!“ Er sah nur, daß ihre Augen über des Vaters harte Zurechtweisung in Thränen schwammen und sein Zähorn trieb ihn auch heute wieder zur Rechtfertigung und Verteidigung.

„Austreten kann ich ja, wenn Du es wünschst; aber Ulrike ist durchaus nicht zu alt für uns, mit Kindern tanzen wir auch nicht mehr. Und schließlich — es ist ja unsere Sache, wen wir zu unseren Festen einladen!“

Frau Marie und Ulrike zitterten: nun kam der Sturm! Fast Abend für Abend — Ernst ab des Mittags meistens allein, weil er Nachmittags zum Unterricht mußte — begann der Streit, mit hämischen Bemerkungen auf der einen, mit respektwidrigen, festen Erwiderungen von der anderen Seite. Und schließlich sprang dann Ernst von der Tafel auf, um die Thränen der Wut zu verbergen und in seinem dunklen Zimmer auszurechnen, wie lange er noch diese Schmach, diese Tyrannei erdulden müsse; oder der Vater schlug dröhnend mit der Hand auf den Tisch, daß Gläser und Tassen klirrten und der Kampf so ein gewaltames Ende nahm.

Und heute: auf das ärgste vorbereitet und durch Blicke und Winke beschwörend, harteten die beiden Frauen des Ungewitters. Nichts geschah. Der Bürgermeister zerlegte kunstgerecht ein paar Sprossen, Ernst goß sein Bier ein und bat um ein zweites Glas, immer noch standen die beiden im Bann der Ungewissheit, da fragte der Hausherr ruhig, als habe er seines Sohnes Randbemerkungen überhört: „Und wer würde Deine Dame an jenem Fest sein?“

Ernst schluckte ein paar Mal, als habe er einen zu großen Bissen im Mund, dann antwortete er möglichst unbefangen: „Die Finken natürlich. Sie ist ja immer meine Partnerin gewesen, da muß ich sie also einladen, ob ich will oder nicht! Sei nicht kindisch Ulrike, wandte er sich lächelnd an die Schwester, „Du brauchst mich nicht anzustoßen! Ich muß doch wissen, was bei uns Sitte ist.“

Ulrike war bei seinem Tadel errötet und sah ängstlich zum Vater hinüber. Doch auch jetzt geschah nichts Besonderes. Das gab ihr den Mut zurück und nach einer Weile entgegnete sie halblaut: „Ich bin durchaus nicht kindisch! Aber ich möchte wohl wissen, was Du an Elise Finken so anziehend findest. Sie ist dumm und eingebildet und falsch, ja, ganz gewiß falsch!“

„Sie ist häßlich und lebenswürdig“, sagte Ernst überlegen. „Das können die anderen Mädchen meistens nicht vertragen.“

„Neidisch brauche ich nicht zu sein“, lautete Ulrikes Erwiderung, „wenigstens nicht auf Elise Finken.“

„Das weiß ich doch nicht ganz bestimmt“, nahm der Bürgermeister das Wort und streifte lächelnd Ulrikes Gesicht mit kurzem Aufblick. „Und was die Lebenswürdigkeit anbelangt, so könntest Du Dir wirklich an der kleinen Blondine ein Beispiel nehmen.“

Ernst triumphierte heimlich, Ulrike schwieg verlegt, daß ihr eigener Vater sie um Elises willen herabsetzte, ja sogar deren Neuzeres vorzog, das hätte sie doch niemals erwartet — und dieses Urteil that ihr weh, sie hätte am liebsten geweint. Aber sie bezwang sich, der Mutter wegen und heugte sich wortlos über ihren Teller. So

sah sie nicht die stillen Augen trauervoll auf sich gerichtet, die es so gut verstanden, in Herzen und Gedanken der Ihren zu lesen und die Schriften zu entziffern, die Leidenschaften und Wünsche oft in so krausen, bunten Lettern hineinzeichneten, sie lasen mit klarem Blick — und was sie haben in diesen drei heißschlagenden Herzen, in diesen einsinnigen Charakteren, das erfüllte die Mutter mit Schmerz um die Zukunft — die Zukunft, an der sie keinen Teil mehr hatte.

* * *

Bürgermeisters Kinder nahmen an dem Tanzfest der „Germania“ doch nicht teil. Nach vierzehn Tagen ungefähr mußte Frau Marie sich ins Bett legen, der Doktor machte besorgte Mienen und als Elise Finken sich nach dem Befinden der verehrten Frau Nachbarin erkundigte, fand sie Ulrike mit verweinten Augen vor und ohne das geringste Interesse oder Bedauern, das bevorstehende Vergnügen entbehren zu müssen.

„Ich weiß ganz genau, was kommt“, sagte Ulrike mit gepreßter Stimme, „Mutter wird sterben, wir bleiben allein zurück.“

„Ach Du Arme! Aber Du siehst gewiß zu schwarz. Vorläufig ist doch noch keine Gefahr und Deine Mutter ist ja schon oft so krank gewesen.“

Ulrike schüttelte stumm den Kopf. Elise seufzte leise; das konnte Mitgefühl bedeuten und verhehlte zugleich ihre Langeweile. Wenn Ulrike durchaus keinen Trost annehmen wollte! — Sie war geübt durch diese Halsstarrigkeit und fort mußte sie auch zum Umkleiden.

„Ich habe ein neues Kleid für heute abend bekommen“, bemerkte sie nebenher, als sie sich erhob. „Schade, daß Du uns fehlen wirst, Ulrike!“ — Diese fand es nicht der Mühe wert, darauf zu antworten. Daß Elise sich freute, nun die unbefruchtete Königin zu sein, wußte sie genau — die beiden rivalisierten von jeher — aber das Elise überhaupt von dem Fest zu ihr redete, zu ihr, deren Herz so schwer, ach so schwer war, das kränkte sie und sie trennte sich noch lächler als sonst von der „aufstrotzenden“ Freundin.

„Denn ich habe sie immer richtig erkannt, Ernst! Du willst nur, das es heißt, wir seien Freundinnen, damit Du sie ungestört sehen kannst. Und wenn sie Dich nur eine Spur liebte, so würde sie doch heute abend nicht tanzen.“

Ernst wagte eine schütterne Verteidigung, innerlich aber gab er der Schwester recht. Elise Finken besaß nun schon seit den Tanzstunden ungetrübt sein Herz, all seine Zukunftspläne woben sich um ihren blonden Kopf und ihre kleine Hand, und daß es ihm Ernst mit seiner Liebe war, mußte sie doch schon aus seiner Treue sehen: Schiller pflegen ja sonst ihre Neigungen mit den Quartalen zu wechseln.

Nach seiner Meinung gehörte sie schon zu ihm und zu den Seinen, sie hätte wohl einen Grund angeben können, um ohne Aufsehen auf den Tanz zu verzichten.

Ja, Frauen, Frauen!

Und er, der sonst im Hinblick auf Elise ein Troubadour der zarten Minne war, fühlte zum erstenmal eine Bitterkeit gegen die Geliebte aufsteigen, die sich noch vermehrte, als er hörte, wie schön Elise am Abend ausgesehen und welche Chancen sie seinem gesürchteten Nebenbuhler, Fritz Jochwald, gegeben hatte.

Er schüttelte nun doch Ulrike sein Herz aus und schon während dieser angstvollen, traurigen Tage fanden die Geschwister wieder den Weg zu einander zurück. Seit Ulrike erwachsen, er immer noch das „Kind“ war, hatten die verschiedenen Interessen, vor allem die der Schwester eingeräumte, ihm noch versagte, gesellschaftliche Stellung sie fast entfremdet. Nun aber fielen die kleinen Sperrfäden von selbst herab, der gemeinsame Schmerz trieb sie einander in die Arme. Und die beiden Kinder zu sehen, wie sie mit verschlungenen Händen an ihrem Lager standen, Angst und Kummer in gleichem Maße auf den jungen Gesichtern und doch an einander Halt suchend, das zauberte das letzte Lächeln auf die Lippen der kranken Frau. So entschlief sie eines Tages, sanft und still wie ihr Leben, wie ihr Gemüt gewesen war, und fort war ihre Seele, wie ein leichter Vogel davon flatterte, als die Kinder noch immer glaubten, nur eine Schlummernde vor sich zu haben.

Ulrike meinte die Trennung nicht überleben zu können. Sie war fassunglos und nur Ernst konnte sie besänftigen, wenn er sie tröstend in die Arme nahm.

Der Bürgermeister hatte mit seltener Ruhe für alle Neußerlichkeiten geübt und ein paar Mal hob selbst Ulrike das Haupt, verwundert ob seiner Unficht und Energie. Daß ihr Vater so seinen Schmerz verbergen könne, hätte sie niemals geglaubt und sie fürchtete, nun, am Begräbnistage seine Kraft enden und ihn zusammenbrechen zu sehen — nun brauchte er ja nicht mehr Komödie zu spielen!

Aber er bewahrte seine Fassung, hielt freilich des Abends, als sich die Familie zum erstenmal wieder gemeinsam zur Mahlzeit einfand, eine kurze Ansprache an die Kinder, in der er die hohen Tugenden der Unvergeßlichen pries und sie ihnen als Beispiel hinstellte für alle Zeiten, dann brachte er jedoch das Gespräch auf alltägliche Dinge, als sei er der steten Erneuerung des Kummers nicht mehr gewachsen.

Auch das fand Ulrike begreiflich. Für das innige Trauern um einen Verstorbenen giebt es gleichfalls eine Grenze und wie banal auch die Phrase von der lindernden Hand der Zeit klingen mag: Niemand kann sich ihrem Einfluß entziehen, das Leben und die Lebenden verlangen ihre Rechte.

Und von der Unvergesslichen hatte der Vater gesprochen! Konnte man sie hier vergessen, hier, wo sich ihr Wesen jedem Möbel, jedem Gegenstand, jedem einzelnen Teil der Hausordnung eingepägt hatte? — Ulrike spann sich ein in den Erinnerungen, sie verließ kaum die Zimmer, saß nach wie vor an ihrem Platz, den sie neben der Mutter inne gehabt hatte und rief sich täglich ins Gedächtnis zurück, was sie um jene Stunde, was sie um diese gethan, wovon sie mit einander gesprochen und welche Zärtlichkeiten die Geliebte, ach auf ewig Verlorene für sie gehabt hatte. Ihre Trauer war tief, wie ihre Liebe echt und leidenschaftlich gewesen war, und die einzige Freude bestand für sie darin, mit Ernst von den Tagen von einst zu reden und sich davon zu überzeugen, daß auch der Bruder treu der Mutter gedanke.

Es schien, als richte dieser Kultus eine neue Schranke zwischen dem Vater und den Kindern auf. Sie standen sich freundschaftlicher gegenüber als je zuvor und wurde bei den Mahlzeiten der Mutter erwähnt, so geschah es, ohne daß von irgend einer Seite ein liebevolles, gedenkendes Wort hinzugefügt worden wäre.

Dem Bürgermeister kam die Verherrlichung der Verstorbenen übertrieben vor, so innig er sie auch einst geliebt hatte und die kränkende Empfindung drängte sich ihm auf, als entbehrten die beiden Trauernden kaum seiner Teilnahme bei ihren Gefühlsausbrüchen.

Darin irrte er sich; Ulrike vor allem wartete nur auf ein Wort, auf einen Blick, um sich an seine Brust zu werfen und ihn in ihre Sorgen einzuweihen, um dadurch endlich das Recht



Russischer Postwagen auf der Heerstraße im Kaukasus.



Der eiserne Turm in Mainz.

zu erwerben, ihren Schmerz offen zeigen zu dürfen. Sie verstand den Vater nicht. Hatte er die Mutter nicht geliebt, oder war diese Liebe durch Gewohnheit so abgeschwächt, daß er nun kaum ein leises Bedauern zeigte, sie, diese gute, liebe, nach jeder Richtung hin vollkommene Frau verloren zu haben? Und warum schämte er sich vor seinen Kindern dieser Schwäche, weshalb

für den Sohn, dessen freie, vorwurfsvolle Blicke ihn im Stillen wurmten und ebenso dieses stolze, selbständige Benehmen — als wenn er schon lange sein eigener Herr sei, unabhängig von des Vaters Zucht und der väterlichen Güte!

So wurden die Verhältnisse im Hause Mehn von Monat zu Monat unerquicklicher, alle drei litten unter der Verstimmung, aber niemand führte eine Aussprache herbei, der sich doch wohl eine Aussöhnung angeschlossen hätte.

„Wenn Vater nur einmal so aufbraute wie früher,“ klagte Ernst eines Tages, „dann bereute er hinterher sein Unrecht und lenkte selbst wieder ein. Ich lasse mich auch oft fortreißen von meiner Heftigkeit und ein Scheltwort vergiebt man, sobald der Streit vorüber ist. Aber diese hautreine Miene, diese kühle Spötereie — sie reizen mich derart, daß ich mich zuweilen vergessen könnte!“

Er stampfte mit dem Fuß auf und Ulrike legte ihm beschwörend die Hand auf die Schulter.

Er strich sich hastig das Haar aus der Stirn: „Daß nur, Ulrike! Noch sieben Monate, dann sind die beiden Primanerjahre abgelaufen und ich bin erlöst. Ah, es muß doch ein Ende geben. Dann geht's fort, in die Welt, auf die Universität! Da will ich erst wieder lachen lernen und begreifen, daß das Leben doch schön sein kann, selbst wenn man den griesgrämigsten Vater in einer kleinen Stadt auf der Lauer liegen hat! Lernen — ja, das will ich! Und schnell soll es gehen, p 3 mal auf: eines Tages hole ich Dich ab, dann führst Du mir die Wirtschaft und genießest Deine Jugend.“

„Die ist ja dann Gottlob längst vorüber,“ antwortete Ulrike mit dem Versuch zu scherzen und zu lachen, der aber plötzlich in Weinen umschlug. Ach, die Zeit, die der Bruder so heiß herbeijehnte, die bedeutete ja für sie vollkommene Vereinsamung, dann fing ja erst das Vermissten und Entbehren der Mutter an!

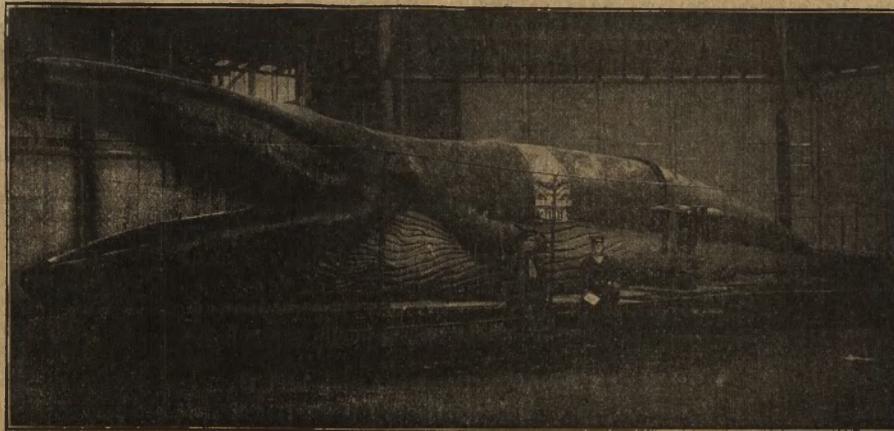
[Fortsetzung folgt.]

sprach er nicht zu ihnen von dem, was doch allein ihre Herzen und Seelen beschäftigte? —

Allmählich kam Ulrike zu der Ueberzeugung, daß er sich nicht verstellte, daß diese kühle, reservierte Miene kein Deckmantel für heiße, im Stillen fließende Thränen sei, daß er, der Lebenserfahrene, diesen Schlag hingenommen hatte als etwas Unabänderliches, und daß er sich mit der Thatsache absand, ohne sich im geringsten erschüttern zu lassen.

Und der so fühlte, das war ihr Vater und über die er so fortschritt, das war ihre Mutter, ihre unvergessliche, ihre heißgeliebte Mutter!

Wie sprachen die Geschwister mit einander über die Resignation des Vaters. Aber in Ernst wuchs die Abneigung zum Haß empor. Wenn sich die Zornesausbrüche des Bürgermeisters seit dem Tode seiner Frau gemäßig hatten, so fand er dafür noch seltener als sonst ein freundliches, aufmunterndes Wort



Ein 27 Meter langer Wal, der zur Zeit durch Deutschland reist.

Alles auf einmal.

Einer wahren Begebenheit nachgezählt von Albert Cim. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal. (Nachdruck verboten.)

In einem Dorfe der Ardennen geboren, hatte Charles Aubryon seine Karriere damit begonnen, daß er bei einem Notar in Mettel als Laufbursche und Schreiberlehrling eintrat. Diesen bedeutenden Posten hatte er im Alter von dreizehn Jahren, nachdem er die Gemeindeschule verlassen, angetreten. Außer Essen und Wohnung erhielt er das nicht hohe Gehalt von monatlich 25 Francs.

Sechs Jahre später bekam er durch die Vermittlung eines seiner Vettern, der in Belgien etabliert war, und den er für sich zu interessieren wußte, eine mit 1500 Francs dotierte Stelle in Brüssel bei dem Bankhause de Gelder und Weiland.

Hier machte er sich durch seine Intelligenz, sein Verständnis für alle Geschäfte und seinen Eifer bald bemerkbar. Dadurch erwarb er sich die Achtung und das Vertrauen seiner Chefs in so hohem Grade, daß diese ihn im Laufe der Zeit immer häufiger mit wichtigen Missionen betrauten, und ihn behufs Abwicklung von Geschäften nach Antwerpen, Lille, London oder Paris sandten.

So kam es, daß Aubryon mit Leopold Sessyls näher bekannt wurde, dem Chef des Bankhauses Sessyls, Janconnier u. Co., der ihn nicht nur wie seine Chefs zu schätzen wußte, sondern sogar diesen erprobten Mitarbeiter für sich zu gewinnen suchte.

Um diese Zeit kehrte Fräulein Cécile de Gelder, welche ihr 18. Jahr erreicht hatte, aus der englischen Pension nach Hause zurück.

Charles verkehrte sehr freundschaftlich bei seinen Chefs und wurde regelmäßig zu allen Festlichkeiten eingeladen, welche sowohl Madame de Gelder wie Madame Weiland veranstalteten.

Dort hatte er Gelegenheit, Cécile zu sehen, der er sehr gefiel.

Ja, er gefiel ihr so gut, daß sich bald ein kleiner Roman zwischen den beiden jungen Leuten entspann. Fast jeden Morgen auf dem Wege ins Bureau, und jeden Abend, wenn er dasjelbe verließ, begegnete Charles und Cécile einander, natürlich wie durch Zufall.

Man begrüßte sich und sprach über die Witterung oder die kleinen Vorfälle des Tages oder des Abends. Bald folgten diesen einfachen, freundlichen Begrüßungen immer längere und bedeutungsvollere Handdrücke; dann kamen Anspielungen, schüchterne Geständnisse, endlich strömten zarte Schwüre von ihren Lippen, und da man viel zu wenig Zeit hatte, um sich zu sehen und sich alles anzuvertrauen, was man auf dem Herzen hatte, so schrieb man sich — lange Liebesepisteln, die man morgens austauschte.

„Wie sollen es wir nur anfangen, um nicht getrennt zu werden; wenn man Sie nun eines Tages verheiratet?“ sagte er oft ängstlich zu ihr.

„Haben Sie keine Furcht, Charles, ich werde mich nie mit einem anderen verheiraten lassen; das schwöre ich Ihnen!“

* * *

Schließlich wurden diese häufigen Begegnungen im Vorflur und auf der Treppe, diese Rendezvous in allen Ecken des Hauses doch bemerkt und erregten Argwohn.

Eines Abends hatte Herr de Gelder seine Tochter beinahe dabei überrascht, als sie dem Mutter aller seiner Angestellten einen herzhaften Kuß versetzte. Angestrichelt und zitternd kehrte Charles in seine Junggesellenklausur zurück.

„Das nimmt kein gutes Ende,“ brummte er verstimmt vor sich hin, „und eines schönen Tages wird man mich vor die Thür setzen; das geht ja garnicht anders! Auf diese Weise werde ich mit einem Schlage alles verlieren, was ich auf Erden besitze; Cécile und meine Stellung. Nein, nein, ich muß versuchen, dieses doppelte Unglück zu verhüten, so lange es noch Zeit ist.“

Für das Beste und einfachste hielt er es, Herrn de Gelder aufzusuchen und ihm — natürlich mit Céciles Einwilligung — die Gefühle zu gestehen, die er für seine Tochter empfand, und die diese auch teilte.

Eigentlich lief er dadurch allerdings der Gefahr entgegen, die er vermeiden wollte, er spielte va banque. Doch es gab kein anderes Mittel, und er mußte sich entschließen, das äußerste zu wagen.

Bereits am nächsten Tage machte er Fräulein de Gelder von seinem Plane Mitteilung, zu dem sie sofort und mit größter Bereitwilligkeit ihre Zustimmung erteilte.

„Doch auf alle Fälle — wie auch die Antwort ausfallen mag, die Ihnen mein Vater giebt, Charles, werde ich nur Ihnen angehören. Sie können es ihm in meinem Namen sagen und ihn bitten, er möge mich noch ausdrücklich darüber befragen.“

„Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, Cécile, und das ist es auch nur, was mich aufrecht erhält und mich mutig macht. Ich zweifle nicht, wir werden unser Ziel erreichen.“

Im Bureau angekommen, begab er sich sofort nach dem Privatkontor der Chefs, wo er Herrn de Gelder allein antraf; er bat ihn, ihm eine Unterredung von einigen Minuten zu bewilligen.

„Sprechen Sie, Herr Aubryon, ich höre Ihnen mit Vergnügen zu.“

Leider war das Vergnügen nur von kurzer Dauer, denn schon bei den ersten Worten verdüsterte sich das Gesicht de Gelders. Nichtsdestoweniger ließ er den jungen Mann sein Bekenntnis vollenden und seine Bitte aussprechen. Doch als Charles zu Ende war, antwortete er:

„Verehrter Herr, Sie scherzen wohl. Sie besitzen kein Vermögen, haben nur das Gehalt, das ich Ihnen zahle, 4500 Francs., und bitten mich um die Hand meiner Tochter; nein, mein Lieber, das geht denn doch nicht. Sie hätten, als Ihnen diese schöne Liebe das Herz entflammte, besser gethan, entweder nichts davon merken zu lassen und diesen Brandherd zu ersticken, oder mein Haus sofort zu verlassen. Sie begreifen wohl, daß ich Sie jetzt nicht mehr bei mir behalten kann.“

Charles zuckte nicht mit der Wimper.

„Gewiß, Herr Aubryon,“ fuhr de Gelder fort, „ich schätze Ihre Fähigkeiten und Leistungen sehr hoch, wir halten Sie für unseren tüchtigsten Beamten und haben Ihnen auch Beweise dafür gegeben.“

„Ich bin Ihnen auch unendlich dankbar,“ erwiderte Charles.

„Aber daß ich Ihnen deshalb meine Tochter zur Frau geben sollte, das ist doch eine andere Sache; überlegen Sie selbst, Sie haben nicht ernsthaft gesprochen, geben Sie mir nur zu.“

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt,“ entgegnete Charles, „es wäre von meiner Seite eigensinnig, wollte ich schon jetzt Ihre Zustimmung verlangen; aber wenn meine Stellung sich nun änderte?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, wenn ich zum Beispiel der Sozjus eines bedeutenden Hauses, wie es das Haus Sessyls in Lille ist, würde?“

„Dann läge die Sache natürlich anders, denn dann wären Sie ja nicht ohne Vermögen!“

„Herr de Gelder, Sie können an der Zuneigung nicht zweifeln, die ich für Fräulein Cécile hege,“ fuhr Charles fort, „sie ist von dem Schritte, den ich bei Ihnen unternehme, unterrichtet, billigt ihn, und erwartet das Resultat desselben mit ebenso großer Ungeduld, wie ich. Würden Sie mir nun, wenn ich der Kompagnon des Hauses Sessyls u. Janconnier würde, die Hand Ihres Fräulein Tochter zusichern?“

„Wenn meine Tochter Sie will und Sie liebt, werde ich Ihnen meine Einwilligung gern geben; das verspreche ich Ihnen. Ich hätte ja sonst keine Gründe, Ihnen Ihren beiderseitigen Herzenswunsch zu versagen.“

* * *

Bald darauf reiste Charles nach Lille ab, wo er sich Herrn Leopold Sessyls vorstellte.

„Sie hatten mir vor einiger Zeit den Vorschlag gemacht,“ sagte er zu ihm, „in Ihr Haus einzutreten.“

„Und Sie haben darüber nachgedacht, Sie nehmen an?“

„Ja, doch möchte ich in Ihrem Hause nicht als Angestellter, sondern als Kompagnon angehören.“

„Als Kompagnon, als Kompagnon? Sie verlieren den Kopf, junger Mann!“ rief Herr Sessyls.

„Sobiel ich mich durch den Spiegel dort überzeugen kann, noch nicht.“

„Nun sprechen wir ernsthaft. Sie selbst haben mir gesagt, Sie besitzen keinen Pfennig und verdienen bei de Gelder u. Weiland vier-tausend bis fünftausend Francs. Was bringen Sie nun ins Geschäft mit? Ihre Fähigkeiten, Ihre Intelligenz, Ihre Arbeit, zweifellos; doch das genügt nicht, um der Associe von Sessyls u. Janconnier zu werden.“

„Wenn ich nun aber, statt einfacher Kommis des Herrn de Gelder, sein Schwiegersohn wäre?“

„Sein Schwiegersohn?“

„Ja.“

„Das würde die Sache allerdings wesentlich ändern; dann ließe es sich machen, und ich muß Ihnen gestehen, ich würde auf den Vorschlag sogar mit Vergnügen eingehen, denn ich kenne Sie und schätze Sie hoch, Herr Aubryon.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr.“

„Sie sind also der Schwiegersohn? Donnerwetter!“

„Ich werde es nächstens, Herr Sessyls; indes Sie zwingen mich, Ihnen diese vertrauliche Mitteilung, die vorläufig noch Familiengeheimnis bleiben sollte, schon jetzt zu verraten.“

„Fürchten Sie nichts, ich bin verschwiegen.“

„Sie werden übrigens in kurzer Zeit die offizielle Mitteilung erhalten.“

„Meinen herzlichen Glückwunsch, natürlich werden wir glücklich sein, Sie den unsrigen nennen zu dürfen. Wir können also schon jetzt einen Vertrag aufsetzen.“

„Ich wollte Sie eben darum bitten.“

Zwei Monate später wurde Charles Aubryon der Gatte von Cécile de Gelder und gleichzeitig Teilhaber des Bankhauses Sessyls, Janconnier u. Co. Bei seinem Tode hinterließ er einen nach Millionen zählenden Besitz.



Durch! Von U. von Kcepler.

(Photographiever. ag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der rätselhafte Herr.

[Fortsetzung.]

Komischer Roman von Heinrich Lee.

[Nachdruck verboten.]

Raffelnd kam auf dem holprigen Regentoppflaster der Straße ein leichter Wagen heran und hielt vor der Post. Heraus stieg ein hochgewachsener, blondbärtiger, sehr patent aussehender und noch junger Mann. Einige Gepäckstücke, die Kaver, der Hausknecht, noch außerdem vom Wagen hob, deuteten darauf, daß der Fremde in der Post sich niederlassen wollte.

„Das ist der Berliner aus dem Schloßhotel,“ sagte hastig Schlauch.

Alle Köpfe wandten sich dem Ankömmling draußen zu.

Der Regierungsrat stand eben im Begriff, seine Flasche wieder unter dem Tisch hervorzuholen.

„Blos vor den Berlinern wollen wir doch bewahrt bleiben,“ sagte er bissig, indem ihm der Arm erlahmte — „die brauchen wir gerade noch.“

Inzwischen war auch Ziegensteck vor die Thüre geeilt und mit einem stummen Kopfnicken trat der Fremde unter das Dach des Adlers ein.

2.

Das Hotel zur Sonne lag am anderen entfernten Ende Liebenaus.

Während die Gäste im Adler meistens nur leichtfertige Leute waren, die zum bloßen Vergnügen nach Liebenau gereist kamen, zeichnete sich die Sonne von altersher dadurch aus, daß sie alljährlich einige wirkliche Patienten, will sagen Patientinnen beherbergte.

Die Sonne lag sehr hübsch dicht bei den Kuranlagen unter alten hohen Buchen versteckt und machte mit ihrem altbäterlichen roten Siebeldach, den grünen Fensterladen, den blitzblanken weißen Mauern, den einfachen Tischen und Bänken im Garten, der vor dem Hause lag, einen entschieden traulichen Eindruck. Zur schönen Abendzeit, wenn warm die Lüfte wehten, saßen in diesem Garten blasse, stille, junge Damen und zehrten an Filetbeefsteaks und großen Gläsern Milch. Die Sonne gehörte der Familie Zieseniß, und Ziesenißens waren sehr aufmerksame Wirte. Trat ein Fremder in die Wirtsstube und verlangte er selbst nur ein schlichtes Käsebrod und ein gewöhnliches Glas Bier, so gruppierte sich alsbald, um dem Gast den Willkommen zu bezeigen, Großvater Zieseniß, Vater Zieseniß, beide mit ihren Frauen sowie den vier Kinderchen herzlich und jovialhöflich um den Fremden herum und unterhielten ihn vom Wetter sowie anderen Freuden von allgemeinem Interesse. Manche Gäste fühlten sich von soviel Freundlichkeit beinahe bedrückt. Sie schämten sich, derselben nur mit einem Käsebrod und einem Glase Bier begegnen zu sollen und bestellten deshalb, auch wenn sie keinen Durst mehr hatten, noch ein zweites Glas, vielleicht auch noch, selbst wenn der Appetit ihnen dazu mangelte, ein Schinkenbrötchen. Ein Teil der Ziesenißens eilte dann hinaus und laute erregte Rufe hallten durch den Korridor: „Ein Glas Bier! Ein Schinkenbrod!“ — während die anderen Ziesenißens bei dem Gaste blieben und ihm weiterhin die Zeit verkürzten. Es muß leider gesagt sein, daß es undankbare Leute gab, welche die Ziesenißsche Freundlichkeit als etwa lästiges empfanden und nicht gern zum zweiten Male in die Sonne wiederkamen.

Die Ziesenißens hatten einen geheimen Kummer. Der Bierauschank ging flau und sie brachten keine Table d'hôte zu stande. Was jenen ersten Punkt betraf, so wurzelte der Grund darin, daß die Hotelbewohnerschaft zum größten Teil aus Damen bestand. Der Grund des zweiten Punktes aber war, daß den Kurbedürftigen Diät verschrieben wurde. Die Ziesenißens waren mit den Damen, wenn sie sich in ihrer unentwegten Freundlichkeit das auch nicht merken ließen, nicht zufrieden. Oft klingelte es zur Abendzeit aus irgend einem Zimmer im dritten Stock, dann sprang eines der Hausmädchen hinauf und aus der Zimmerthür klang eine weibliche Stimme: „Ach bitte, ein Ei, aber pflaumenweich.“ Derlei brachte nicht viel ein. Manchmal schlittete der alte Zieseniß den Herren, die nach der Kurmusik diverse Gläser Bier im Sonnengarten tranken, sein Herz aus und mit Geingthuung erzählte er dann jedesmal von einem jungen Studenten, der zu Anfang der Saison in der Sonne einmal eingekehrt war, vier Forellen und dazu zwei halbe Flaschen Rheinwein konsumiert hatte, die halbe Flasche zu drei Mark. Solche Lichtpunkte waren in der Sonne aber selten. Ziesenißens waren als feine und gebildete Menschen auf den Adlerwirt nicht gerade neidisch, immerhin aber vernahmen sie es mit stillem Neid, wenn es kund wurde, daß man am verschlossenen Abend in der Veranda des Adlers wieder bis zwei Uhr gefressen oder daß die Brauerei vor diesem Gasthose abermals zehn Tonnen abgeladen hatte.

Es war zur selben Mittagsstunde, um welche unsere Erzählung begann.

Im Speisesaal saß an einem Tisch nahe am Fenster mit zwei anderen Herren der wohlbeleibte Badearzt Doktor Pulvermann. Er trank seinen Frühshoppen mit Vorliebe gerade in der Sonne, weil neuangekommene leidende Geschöpfe ihm hier am häufigsten begegneten.

Der lange, dünne, franke Herr zu seiner Linken, Kaufmann

Bauchwitz aus einer Nachbarstadt, der an Gallenstein und Rheuma litt, saß auf einem Luftkissen, unterbrach plötzlich das Gespräch, zog das Luftkissen unter seinem Sitz hervor und reichte es Doktor Pulvermann. Das Luftkissen war schlapp wie ein entleerter Schlauch oder ein defekter Pneumatik.

„Möchten Sie wohl wieder einmal so gut sein,“ sagte er vergnügt.

Doktor Pulvermann setzte die Deffnung des Kissens an seine Lippen.

Er blies hinein, er blies so lange, bis sein feistes Antlitz tiefe Purpurrote färbte.

„Mehr kann ich nicht,“ sagte er endlich etwas ungeduldig, indem er seinen Daumen auf das Mundstück drückte.

Das umfangreiche Kissen war noch lange nicht gefüllt.

„Blas Du doch,“ sagte Bauchwitz trübe bittend zu dem Herrn ihm gegenüber. Es war dies ein kleiner, älterer und wenig ansehnlicher Mann von sichtlich unbedeutender Zunge.

„Ich weiß nicht, warum Du Dir nicht selber blasen kannst,“ sagte dieser ungehalten.

„Ich habe doch keine Puste,“ erwiderte Bauchwitz. Das Kissen wanderte zwischen den beiden Männern wie eine Gaskflasche hin und her. Endlich hatte es die von Bauchwitz beabsichtigte Dichte erreicht.

„Nun schaff Dir mal für das kaputte Ding ein neues an,“ sagte sanguinisch Bauchwitzens Freund, Rentier Mohwinkel, während Bauchwitz mit einem Seufzer des Behagens das Kissen wieder unter seinen Sitz schob.

„Es hat doch zehn Mark gekostet,“ erwiderte Bauchwitz hypochondrisch, „ich hab's mir doch erst gekauft.“

„Was Du Einen damit belästigt, das ist schon gar nicht mehr zu saen,“ erwiderte Mohwinkel mit Festigkeit.

Doktor Pulvermann leerte sein Glas Bier. Es war erst sein drittes.

Im Nu stand Zieseniß junior vor dem Tisch. Niemand hätte sagen und erklären können, wie er plötzlich hergeraten war.

„Noch eins gefällig?“ fragte er.

„Ist wer neues angekommen?“ gab phlegmatisch statt einer Antwort Doktor Pulvermann zurück.

Doktor Pulvermann hatte während der Unterhaltung mit seinen beiden Patienten nicht vergessen, die Thür im Auge zu behalten, um jedesmal, wenn eine der ihm anvertrauten Damen in das Speisezimmer trat, sich zur Hälfte zu erheben und einer solchen Dame zuzunicken.

„Heute nicht,“ antwortete Zieseniß.

„Es sind doch gestern abend zwei Damen bei Ihnen angekommen,“ fuhr Doktor Pulvermann in seinem Verhör fort, ohne seine Augen von der Thür zu wenden — „wer sind denn die? Sie sind schon beim Frühstück gewesen.“

„Es ist eine Stabsärztin aus Fulda, Frau Stabsarzt Moestel. Die junge Dame ist die Tochter,“ erwiderte Zieseniß.

„Zu was damit?“

Doktor Pulvermann meinte, ob diese Damen nach Ziesenißens Ansicht an einem heilbedürftigen Uebel litten.

„Ich glaube nicht,“ sagte Zieseniß bestimmt.

Die Damen hatten gestern Kotelett mit Spargel gegessen. Damen nach dem Sinne Doktor Pulvermanns aßen nahrhaftere Speisen — sie aßen Filetbeefsteaks mit Milch.

„Hm,“ sagte Doktor Pulvermann.

„Noch eins gefällig?“ wiederholte Zieseniß.

„Nein. Ich werde jetzt gehen.“

„Morgen,“ sagte er zu den beiden Herren.

„Guten Morgen,“ erwiderten diese.

Doktor Pulvermann erhob sich schwer, verbeugte sich nach der Speisetafel gegen seine Damen und ging.

„Wir könnten jetzt wohl auch anfangen,“ bemerkte Mohwinkel und sah nach der Uhr — „nee,“ verbesserte er sich, „es ist noch nicht Eins.“

Zieseniß machte immerhin einen zuckenden Griff nach der Speisetafel, die er in der äußeren Rocktasche trug.

„Ich hab von gestern abend noch einen Hühnerflügel,“ sagte Bauchwitz in einem Tone, als beklagte er etwas.

„Gewiß,“ erwiderte Zieseniß eifrig — „er ist in der Küche aufgehoben, wir können ihn mit in die Suppe thun.“

„Zu die Suppe will ich ihn nicht. Ich will ihn extra. Eine Bouillon will ich erstens haben. Mit Ei! Aber das Eiweiß soll mit rein, nich blos 's Dotter.“

„Ich werds bestellen, Herr Bauchwitz.“

„Sie sagen immer, Sie werdens bestellen. Ich will ein für allemal 's Eiweiß mit rein. Ich hab's selbst schon in der Küche hundertmal gesagt. Es nützt aber nichts. Zimmer ihm sie blos das Dotter rein. Gestern hab ich mal zusehen. Da hat die Marie von meinem Ei mit dem Eiweiß Schaumflöße gemacht. Die Schaum-

Klöße hat dann die Kanzeleirätin gekriegt, zur Schokoladensuppe. Von meinem Ei hat sie sie gekriegt.“

„Es soll nicht wieder vorkommen, Herr Bauchwitz.“

„Ich möcht's mir auch sehr ausgeben haben.“

„Dann noch etwas gefällig?“

„Das werd ich schon noch sagen.“

„Jawohl.“

Zieseniß wollte enteilen.

Eine Bewegung in Bauchwitzens Mienspiel hielt ihn zögernd noch einmal zurück.

„Ich glaube,“ sagte Bauchwitz, sein Riffen hervorholend — „es hat schon wieder keine Lust. Möchten Sie mal wieder so gut sein?“

„Bitte,“ antwortete Zieseniß mit einem so zuvorkommenden Ausdruck, als stände ihm ein Genuß bevor.

Er blies wie ein Vasaunenengel.

„Wenn Sie nicht feste blasen, hats keinen Zweck,“ sagte Bauchwitz.

Zieseniß holte krampfhaft Atem und blies von neuem.

„So kommt nichts rein. Ordentlich müssen Sie blasen,“ sagte Bauchwitz mißmutig.

An Ziesenißens Gasse quollen die Adern hervor.

„Jetzt fängts an,“ sagte Bauchwitz.

Zieseniß setzte ab. Er holte nur Atem.

„Sie müßt u nicht immer wieder aufhören,“ rief Bauchwitz unwillig.

Endlich war der Reifen voll.

Bauchwitz schob ihn wie ein Sorgenkind wieder unter seinen Sitz.

„Bestellen Sie auch gleich, Herr Mohwinkel?“ fragte Zieseniß.

„Lassen Sie die Karte da. Ich muß mir erst anschauen,“ erwiderte dieser.

Bald darauf klang aus der Küche durch den Korridor ein erheblicher Lärm. Die Bouillon für Herrn Bauchwitz wurde bestellt.

Während sich derartige im Speisesaal begab, öffnete sich im Korridor des zweiten Stocks eine Zimmerthür. Eine ziemlich alte Dame steckte den Kopf durch die Spalte und rief laut in den Korridor hinein: „Laura!“

Als keine Antwort erfolgte rief sie zum zweiten Male: „Laura!“

Nach einer weiteren Pause erhob sie zum dritten Male ihre Stimme.

„Laura!“ klang es durch das ganze Haus.

Gleich darauf eilte erregt eine noch junge, ganz nett aussehende Dame durch den Korridor. Sie hielt einen rosa Bandgürtel in der Hand.

Ganz außer sich trat sie zu der alten Dame ein, schloß die Thür hinter sich, griff nach einem eigentümlich gestalteten schwarzen Apparat, der in der Stube auf einem Tische lag, brachte ein Rohr, das an diesem Apparate hing, der alten Dame ans Ohr und rief zitternd vor Aufregung hinein: „Du sollst mich doch nicht vor den Leuten so rufen, Muttmchen. Du weißt doch, daß ich den Namen nicht ausstehen kann und immer nervst Du mich wieder so. Wenn es jemand nun gehört hat, bin ich wieder blamiert.“

Die Thränen standen der jungen Dame in den Augen.

„Weine doch nicht,“ sagte die Frau Stabsarzt gemächlich.

„Tausendmal hab ich Dich doch gebeten,“ fuhr die junge Dame auf demselben Wege fort, „daß Du Vorchchen sagen sollst. Dann denkt man wenigstens, ich heiße Leonore.“

Vorchchen Moesiel hielt ihren Taufnamen, obwohl ihn Schiller und Petrarca selber doch verewigt hatten, für etwas Lächerliches. Sie litt in ihrer Vaterstadt schon zur Genüge darunter. Auswärts war er nicht bekannt und sie wollte, daß er wenigstens vor Fremden im Verborgenen blieb.

✻ Allerlei. ✻

Eine sehr hübsche Dackelgeschichte erzählt ein Mitarbeiter von „Bild und Hund“ wie folgt: „Mein Dackshund „Waldmann“ machte mir in letzter Zeit rechte Sorge durch die strenge Enthalt amkeit aller ihm noch so locker und gut zubereiteten Nahrung. Trotzdem befand sich „Waldmann“ in ganz vorzüglicher Kondition, seine Laune war rofiger denn je, nach wie vor war er zu allen Dummheiten aufgelegt, und sein Exterieur zeigte durchaus keine Spur von strengem Fasten, ganz im Gegenteil! Täglich überließ er mit souveräner Verachtung seine ledere Mahlzeit seinen großen Kollegen, meinem Hühnerhund. Ich stand vor einem Rätsel, da „Waldmann“, immer streng bewacht, unmöglich seine „Dirers“ außerhalb seiner Häuslichkeit einnehmen konnte. Ich beschloß, der Sache nunmehr auf den Grund zu gehen, und ein Zufall brachte mir gar bald des Rätsels Lösung. Eines Morgens begab ich mich, wie gewöhnlich, zu einer Inspektion in meinen Pferde stall, in welchem auch eine junge Ziege ihren Aufenthalt hat. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich Freund „Waldmann“, der mein Kommen nicht bemerkt, in einer höchst emsigen, entschieden ihm sehr wohlwollenden Thätigkeit vorand! Es bot sich mir folgender Anblick: „Waldmann“ hatte mit großer Behaglichkeit, mit weit zurückgeschlagenen Behängen und verklärtem Augenaufschlag unter dem Futter der Ziege Platz genommen und schlürfte mit vernehmbarem Schmatzen den süßen Trank, der ihm bequem zuströmte. Sowie die Ziege nur irgend Miene machte, sich zu bewegen, äußerte „Waldmann“ in nicht mißzubehender Weise durch ein sehr energisches Knurren seinen Unwillen, und sofort stand seine

Die Damen machten sich zum Essen fertig.

Vorchchen ging an den Kleiderschrank, die Stabsärztin setzte sich wieder vor die Frisier-toilette. Weil ihr Haar schon dünn und weich war, so hielt es nicht mehr in wünschenswerten Maße zusammen und sie frisirierte sich deshalb nicht einmal, sondern mehreremale am Tage.

„Du hast doch nicht im Sinne, die rosa Bluse anzuziehen,“ erwiderte die Stabsärztin.

„Jawohl,“ sagte Vorchchen entschieden, „heute möchte ich sie mal anziehen.“

„Ich finde, daß Dich die blaue Bluse besser kleidet. Sie macht Dich viel jugendlicher und frischer,“ antwortete die Stabsärztin.

„Ich soll überhaupt nur in der blauen Bluse rumgehen,“ versetzte Vorchchen ärgerlich. — „Ich hab sie doch heut früh angehabt. Die Leute müssen geradezu denken, ich hab nichts anderes. Wozu haben wir erst alles mitgenommen?“

Vorchchen nahm aus dem Schrank die rosa Bluse heraus und breitete sie aufs Bett. Dann legte sie ihren schwarzen Rock ab.

„Den Rock kannst Du doch aber anbehalten,“ sagte die Stabsärztin, tauchte den Kamm in einem Wassernapf und ordnete damit ihr Scheitelhaar vorn an der Stirn bis zu den Schläfen entlang in kunstvoll kleine Zäckchen.

„Zur rosa Bluse muß ich doch den grauen anziehen, Muttmchen,“ antwortete ungeduldig Vorchchen.

„Hast Du denn den Fleck rausgemacht?“ fragte die Stabsärztin.

Vorchchen erschraf.

Der Fleck saß noch drin.

„Das auch noch!“ rief Vorchchen aus.

„Den macht mir die Marie raus, die hat Benzin,“ fügte sie hinzu — „und die Stoßbor.e ist auch noch abgerissen.“

„Die Stoßborte! Wie kommst Du denn dazu?“ fragte die Stabsärztin.

„Aber Muttmchen, Du hast sie mir doch selber abgetrennt. Du hast doch darauf gestanden. Es war doch im Konzert, da konnt ich doch nicht so laut schreien.“

„Das hättest Du Dir doch schon machen können.“

„Wann denn, Muttmchen,“ fuhr Vorchchen ungeduldig auf, „es ist doch vorgestern erst passiert.“

Vorchchen klingelte. Marie, das Hausmädchen, kam und erklärte, den Schaden sofort beseitigen zu wollen.

„Unterdessen kann ich mich soweit fertig machen,“ sagte Vorchchen beruhigt und zog behutsam, auf daß sich nichts zerdrückte, vor dem Spiegel nunmehr die rosa Bluse an.

„Du bist wohl so gut, Muttmchen, und knöpfst mir mal hinten zu,“ wandte sie sich dann zur Mama.

Die Stabsärztin steckte sich den Haarkamm ein.

„Weißt Du denn, daß zwei Knöpfe unten fehlen?“ sagte sie knöpfend.

„Es ist aber auch an allem was,“ rief Vorchchen Weinerlich, „blos die ewige Numreiserei, man hat gar keine Zeit, an seine Sachen zu denken. Wo ich die blos verloren habe. Referbeknöpfe hab ich gar nicht mit. Hier bekomme ich doch keine solche. Was soll ich denn nun machen?“

„Ich kanns doch auch nicht wissen,“ erwiderte gleichmütig die Stabsärztin.

„Ich weiß schon,“ fiel Vorchchen erleichtert ein, „ich zieh mein Filigranröckchen drüber. Das verdeckt es.“

„Ist das nicht noch im großen Koffer?“ fragte die Stabsärztin.

„Und der ist noch nicht hier!“ schrie Vorchchen auf.

Marie kam mit dem grauen Rock zurück.

[Fortsetzung folgt.]

unfreiwillige Ernährerin ihm still und gehorsam weiter zu Gebot. Der ganze Anblick war so überaus komisch, daß ich „Waldmann“ für diesmal nicht bei seinem Frühstück zu stören beschloß; nach einiger Zeit war sein Appetit gestillt, vergnügt und neugestärkt wollte er sich von dannen trollen; da gewahrte er mich. Mit der unschuldigsten Miene von der Welt versuchte er zunächst, mich freundschaftlich zu begrüßen, jedoch mußte ein gewisses Etwas ihn an mir nicht gefallen, denn blßschnell hatte er seinen sicheren „Bau“ erreicht und damit eine weitere Auseinandersetzung des interessanten Vorfalles vermieden.“

✻ Unsere Bilder. ✻

Durch! Das war ein heißes Reiten, aber „durch“ ist der deutsche Man! Unser Bild veranschaulicht eine Episode aus dem 1870er Kriege. Der deutsche Patrouillenreiter ist auf eine überlegene französische Patrouille gestoßen, schleuniger Rückzug war geboten, und, die Verfolger hart auf den Fersen, entbrannte eine wilde Jagd auf Leben und Tod. Da, an dem Bahnwärterhäuschen zeigt sich eine neue Gefahr. Der französische Bahnwärter stürzte hinzu, die Schranken vor dem feindlichen Reiter herunter zu reißen. Es gelang ihm dies aber nicht mehr, der Man stieß ihn zu Boden und entrannte der Gefahr unter Verlust seiner Czapka zwar, aber sonst frei von den Verfolgern, die der eigene Landsmann durch die heruntergelassenen Schranken nun selbst in der Verfolgung behindert.

Winterforsten. Die Heide liegt im weissschimmernden Schneefleide still und tot. Die Wege in dem nahen Forst sind verschneit und seine Bäume beugen sich tief unter der Schneelast. Auf einem einsamen Feldweg kommt ein weisshärtiger Alter mit seinem Handfarrnen daher. Der Wagen ist hoch mit Reifsig beladen, welches der Greis im nahen Forste gesammelt hat; außerdem trägt der Schiebefarren auch noch Großvaters kleinstes Enkelkind. Die scharfe Schneelust hat allen die Wangen gerötet und fröhlich ziehen sie heimwärts. Fröhlich trotz aller Armut! Denn sie freuen sich auf den warmen Ofen, in dem lustig das Reifsig prasseln wird.

Der eiserne Turm in Mainz gehört mit zu den interessantesten historischen Bauwerken des 13. Jahrhunderts. Das gewaltige Gebäude, das über dem nach dem Rheinufer gelegenen Thore resp. dem Thorgebäude noch fünf Stockwerke zeigt, ist wohl der letzte Zeuge jener großartigen Befestigungsanlagen aus der Zeit des „Rheinischen Städtebundes“, an dessen Spitze Mainz stand. Der Turm hat wahrscheinlich seinen Namen von dem in der Nähe abgehaltenen Eisenmarkt und diente, nachdem er seit dem 17. Jahrhundert seine Bedeutung als Festungsturm verloren hat, im 18. Jahrhundert als Gefängnis, in dem auch die elf Schill'schen Offiziere interniert waren, ehe sie nach Wesel überführt wurden. Der Turm ist auch in künstlerischer Hinsicht, sowohl durch die Art des Aufbaues, wie den eigenartigen Schmuck, von dem die beiden stattlichen Wandpfeiler, die auf reich verzierten Unterlagern j. einen, den Kopf emporreckenden und einen Drachen würgenden Löwen tragen, besonders hervorzuhelien sind. Es sind das Symbole der kaiserlichen Macht vor der Hohenstaufenzeit, für die dieser Wacht- und Wehrturm noch in seiner ganzen trotzigen Wucht ein klassisches Symbol bildet. Der „Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer“ hat an den Reichstag und an den Kriegsminister, da der Turm dem Militärklub gehört, die Bitte gerichtet, ihm dieses Wahrzeichen aus alter Zeit als Eigentum zu überweisen und es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß diesem Gesuche auch entsprochen wird.

Der russische Postwagen, der sich auf unserem Bilde präsentiert, zeigt deutlich, wie primitiv noch die Beförderung in jener Gegend und jenem Gebirge ist, welches die russische Grenze von dem Nachbarlande Persien bildet. Wahrscheinlich sind es russische Beamte, die sich auf einer kurzen Rast bei der Reise durch eines der Täler des Kaukasus, dem überall vordringenden Liebhaber-Photographen gestellt haben. Die tödliche Vangeweile, welche sich auch bei schönsten Gebirgen auf den tagelangen Reisen in solchen Karreten der Reisenden nur zu leicht bemächtigt, hat wohl einen von ihnen dazu veranlaßt zu „knipsen“, und die andern haben sich dem Wunsche des Amateur-Photographen willig gefügt, werden sie doch dadurch eine Erinnerung erhalten, die sie noch nach Jahren auf die ausgestandenen Leiden und Freuden solcher nicht zu den Unnehmlichkeiten gehörenden Reise hinweisen wird.

Ein mächtiges Ungeheuer macht gegenwärtig eine Tournee durch ganz Deutschland, um sich überall in seiner wahren Größe zu zeigen. Es ist ein 27 Meter langer Walfisch, daß größte Säugetier der Welt. Die Walfische, die jetzt fast nur noch in den nördlichsten Meeressteilen angetroffen werden, haben sich infolge der ununterbrochenen Jagd ständig vermindert und gehen ihrem Aussterben langsam aber sicher entgegen, weshalb auch die aus ihnen erzeugten industriellen Produkte andauernd im Preise steigen.

» Nachtsisch. »

1. Bilderrätsel.



2. Zahlerrätsel.

1	5	9	10	5	5	12	5	18	19
2	6	10	13	14	14	4	17	2	1
1	6	11	1	5	5	16	10	1	2
3	7	5	3	2	8	4	2	4	1
4	5	2	10	1	15	5	15	6	8
1	8	12	8	13	5	8	5	6	1

Die Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß die senkrechten Reihen Worte von folgender Bedeutung ergeben: 1. ein Gedicht, 2. eine Stadt am Nil, 3. ein Metall, 4. ein Staat der nordamerikanischen Union, 5. ein gotisches Königshaus, 6. ein Vorname, 7. ein berühmter Maler, 8. ein Stadt in Thüringen, 9. eine Tugend, 10. ein Vorname. — Ist alles richtig gefunden, so ergeben die Buchstaben, welche für die durch besonderen Druck hervorgehobenen Ziffern gesetzt wurden, ein deutsches Sprichwort.

3. Rätsel.

Mein Erstes zeigt, geheimnisvoll im Walten,
Schreckbilder Dir und liebliche Gestalten.

Der Dichter kennt das Zweite und der Maler,
Der Spiegel zeigt's, der Augenstern, der Thaler.

Und was vom Zweiten Dir im Gaukelstunze
Das erste zeigt, benennt Dir jetzt das Ganze

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der widerwärtige Greter steht hinter der Balustrade. Die Reste des kleinsten Bäumchens bilden seine Haare und sein Ohr.
2. Argo, Bern, Arago, Bearn.
3. Kleber, Leber, Eber.

» Lustiges. »

Bartgefühl.

Pantoffelheld: „... Ja, meine Gattin vergißt sich niemals ganz; selbst in der höchsten Wut wirft sie mir nur meine Lieblingsbücher an den Kopf!“

Unbedacht.

Mann (fürsorglich zur Gattin, die eben im Begriffe ist auszugehen): „... Und bei Straßenkreuzungen sei recht vorsichtig, besonders vor Automobilen sei auf der Hut!“

Gattin (schnell gefaßt): „Da Du gerade von Hut sprichst, lieber Emil, kann ich mir da nicht im Vorübergehen bei der Modistin gleich einen neuen Winterhut mitnehmen?“

Höchste Bequemlichkeit.

A.: „Ich an Ihrer Stelle würde mir eine elektrische Sicherheits-Anlage vom Laden nach dem Schlafraum machen lassen.“

B.: „Na, das wäre ja noch schöner, ich werd' mich doch von den Herren Spitzbuben nicht auch noch im Schlaf stören lassen!“



Zuschauer: „Posttaufend! Das mach ich ihm nicht nach — und wenn ich mich auf den Kopf stelle!“

In der Saison.

Fremder (spät abends anklopfend): „Kann ich noch hier logieren?“

Wirt (nach einem prüfenden Blick achselzuckend): „Thut mir leid, Sie san zu dick; 's ist halt nur noch Platz für an ganz mageren Herrn!“

Zurückgegeben.

„In meiner Jugendzeit würde sich ein wohlzogener Herr niemals erlauben haben, in einem Eisenbahn-Kupee in Gegenwart einer Dame zu rauchen!“

„Kunststück! In Ihrer Jugendzeit war die Eisenbahn doch vermutlich noch gar nicht erfunden!“

Ja so!

Leutnant: „Was lesen Sie denn noch gestern abend gegen zehn Uhr hinter einem Mädel her — und noch zudem hinter einer so alten Schachtel?! ... Schämten Sie sich!“

Soldat: „Entschuldig, Herr Leutnant, das war die — Frau — Hauptmann, die ich vom Theater hab' heimführen müssen!“